Journalisten betreffe, so erhebt »Magyar Ország« im Namen aller anständigen Arbeiter der Presse die Forderung, sämtliche Namen bekanntzugeben, damit nicht sämtliche Vertreter der Presse verdächtigt erscheinen. Die Presse werde ihre Purifikationsarbeit energischer durchführen, als es Graf Tisza getan habe.

Das ist nämlich so: Die Einkünfte der Haderlumpen von Journaleigentümern sollen als die rein geschäftlichen Beziehungen der Blätter zu irgendeinem Unternehmen außer Diskussion bleiben. Daß ihre Angestellten wegen solcher Geschäfte, von denen sie selbst nichts haben, günstig schreiben müssen, tangiert ihre Ehrenhaftigkeit nicht. Trinkgelder dürfen sie nicht nehmen. Einige nun sind im Verdacht, daß sie nicht in reiner Erfüllung ihrer Dienstpflicht, sondern für Trinkgeld gehandelt haben. Das soll nicht geduldet werden. Man will es in Budapest so sauber haben wie in Wien. Hier sitzt einer, der nur anständige Arbeiter in seinem unanständigen Betrieb duldet. Wer von einem Unternehmen, zu dem »das Blatt« in rein geschäftlichen Beziehungen steht, einen Kreuzer nimmt, fliegt hinaus. Es soll nur Ehrenmänner geben. Keiner schreibt, weil er nimmt, sondern die einen nehmen und die andern schreiben.

* * *

Eine Verwahrung

Der Springinsgeld hat ein Schriftstück veröffentlicht, das der Ministerpräsident den Abgeordneten als vertraulich vorgelegt hat. Er muß sich also eines Schurken bedient haben. Nun wurde behauptet, daß dieser Schurke jener Sviha sei, der sich für Vertrauensmißbräuche von der Regierung bezahlen ließ, dem man es also zutrauen konnte, daß er sich auch einmal von der Neuen Freien Presse bezahlen ließ. Es scheint dies aber eine besondere Unanständigkeit zu sein, der er denn doch nicht fähig war und gegen deren Vorwurf ihn sogar die Neue Freie Presse in Schutz nimmt. Der Springinsgeld ruft nämlich:

Das verlogene Geträtsch, das den so tief Gefallenen mit der Veröffentlichung der Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage in Verbindung bringen will, braucht wirklich nur mit einem Fußstoß weggeschleudert zu werden, selbst auf die Gefahr hin, die Sohlen an eklem Gewürm zu beschmutzen.

Ganz abgesehen davon, daß Schweißfüßen so etwas nicht mehr schaden würde, kann es sich doch unmöglich hier um eine Selbstverteidigung gegen den Vorwurf handeln, daß die Neue

Freie Presse mit dem Sviha, sondern nur um eine Verteidigung des Sviha, daß er mit der Neuen Freien Presse in Verbindung gestanden sei. Daß es kein Ehrenmann war, der die »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« verkauft hat, ist doch klar und es wäre ziemlich gleichgiltig, ob der Schurke Sviha heißt oder anders. Pathos wäre an solchen Unterschied jedenfalls nicht zu wenden. Wohl aber ist Pathos am Platz, wenn es gilt, den Sviha gegen den Verdacht einer Verbindung mit der Neuen Freien Presse zu schützen, und wenn man jene Verwahrung genau liest, so wird ihre Tendenz unverkennbar. Die Veröffentlichung der »Eindrücke über die Lösung der böhmischen Sprachenfrage« wird als Schweinerei zugegeben und es wird eine Gemeinheit genannt, einem ohnehin so tief Gefallenen auch noch das in die Schuhe zu schieben. Die Sohlen, die zu beschmutzen man Gefahr laufe, gehören natürlich zu den Schuhen Svihas. Die Absicht, ihn zu verteidigen, ist klar und der Springinsgeld zu diesem Dienst vielleicht auch deshalb verpflichtet, weil ihm der Sviha die Eindrücke möglicherweise sehr billig gelassen hat.

* * *

Ah da schau i ja!

»Es ist Eigenschaft eines echten Parlaments, über Dinge zu sprechen, über welche anderswo ängstliches Schweigen gehütet und kaum im Flüstertone gesprochen wird. Wenn über das Verhältnis zwischen Auszeichnungen und Geldleistungen gesprochen wird, wer in Österreich-Ungarn würde da nicht die Empfindung haben, daß heimatliche Gebrechen und traurige Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens berührt werden. . . . In England ist man lange nicht so leisetreterisch. . . . Was bei uns der Dispositionsfonds der Regierung heißt, von dem dunkle Sagen berichten, daß er in einem freilich ganz oberflächlichen Verhältnis zu mancherlei Ernennungen stehe, das ist in England die Parteikasse . . . .

. . . . Er sagte, welchen Wert kann eine Ehre haben, wenn sie gekauft werden darf, und wie können Männer von wahrem Verdienst noch Wert auf Würden legen, welche andere haben, die keine Spur von Berechtigung dazu besitzen? Der größte Skandal, gegen den sich die ganze öffentliche Meinung erheben müsse, sei es, wenn ein Mann zu Würden gelange, so wie ein anderer sich eine Ware ersteht . . . . Aber er erhebt Protest dagegen und ruft die ganze öffentliche Meinung zur Wachsamkeit und zum Kampf dagegen auf, daß das Übel käuflicher Auszeichnungen sich ausbreite und die Krankheit zur Gefahr für den Staat werde . . . . Worte, bei denen wir in Österreich-Ungarn uns wohl auch ein wenig getroffen fühlen können. . . . Wie schade, daß wir keinen Lord Milner besitzen, der in unserer Pairskammer auf

ähnliche Erscheinungen hinwiese. Er würde vielleicht Anhaltspunkte für ähnliche Behauptungen finden.

. . . . Das englische Oberhaus hat kein wirkliches Mittel gegen die Käuflichkeit der Auszeichnungen gefunden, aber es ist doch bedeutungsvoll und wichtig, daß in einer Körperschaft, die so sehr auf Würde hält, die Verschwörung des Schweigens, die in anderen Ländern so wirksam ist, bei der heikelsten Frage gebrochen wurde . . . .

Ah da schau i ja! Welch ein Angiff auf sich selbst! Doch das Ganze führt den Titel »Der käufliche Adel«, damit man doch auch glauben soll, der Adel sei durch die Käuflichkeit des Adels zu erwerben, der für Geld irgendeinen Kohn in seine Reihen aufnehme. Aber der Adel kann gekauft werden, käuflich ist nur die Presse. Wer kauft sie? Die Regierung. Woher nimmt sie das Geld? Aus demselben Dispositionsfonds, der in ironischen Zusammenhang mit »mancherlei Ernennungen« gebracht wird. Wenn nicht der »Skandal« fortbestände, daß diese bezahlt werden können, wenn Gottbehüte ein »wirkliches Mittel« dagegen gefunden würde, so hätte die Presse kein so gutes Leben. Sie soll nur ja sich nicht dazu hinreißen lassen, die Verschwörung des Schweigens zu brechen! Von den paar ungarischen Baronen könnte sie ja nicht leben. Aber die vielen kaiserlichen Räte, die machen das Kraut fett. Daß einer für Geld so etwas werden kann, ist nur darum ein Skandal, weil das Geld keinem wohltätigen Zweck zufließt, sondern im Gegenteil der Presse. Wenn nun der, der das Geld kriegt, sich über dessen Provenienz noch aufhält, so sollte man ihn wohl mit einem nassen Fetzen hinausjagen. Und ihm ~~eins~~ noch dazu in die Fresse geben, die das ganze Jahr keiner höheren Bestimmung dient, als den Speichel der Ordenskäufer zu lecken. Was wohl dieser schmutzige Heuchler, den die englische Reinigungsrede entzückt und der selbst das »ängstliche Schweigen« hütet, dazu sagen möchte, wenn zwar nicht in England, aber in Österreich nur mehr das »wahre Verdienst« ausgezeichnet würde!

* * *

Ein aufrechter Grünfeld

enthüllt Goethes Servilismus. Goethe, der offenbar ein Ordensstreber war, schreibt an Deinhardstein

»wörtlich«: — — — Ihrem höchsten Gönner, den ich seit vielen Jahren auch als den meinigen verehre, mich ins Gedächtnis zu rufen(!) und höchstdemselben meine unwandelbare dankvollste Aneignung zu

beteuern, welches ich für ein besonderes Glück schätzen würde. — Also schreibt kein Supplikant, sondern der Dichter des »Faust«. Wir begreifen es, daß dieser Brief des »Olympiers« Ansehen in den Augen des »jungen Österreich« sehr schädigen mußte .... Einige Wochen später. —

Man schweige! Das Blatt, das dem Grünfeld den Abdruck nicht versagen kann, entschuldigt Goethe, welcher nicht den Kaiser Franz, sondern Metternich gemeint habe, dem er in einer autorrechtlichen Sache zu Dank verpflichtet sein mußte. Hätte Goethe den Kaiser Franz gemeint, so hätte ihm das der Grünfeld natürlich mit Recht nachgetragen. Indes, ihm zu verzeihen, daß er gegen einen Metternich devot war, dürfte dem Grünfeld auch nicht sympathisch sein, der sich doch darüber aufhält, daß ein aufgeklärter Mensch wie Goethe überhaupt gegen Hochgeborene so höflich sein kann. Der Unterschied zwischen Goethe und Grünfeld ist eben der, daß Goethe im Verkehr mit Fürsten respektvoll bleibt, während Grünfeld im Verkehr mit Goethe zu Rufzeichen und Gänsefüßchen greift. Der Dichter des Faust gibt das Vorrecht der Geburt zu, während ein Rabbiner in Brünn dem Vorrecht des Genies, sich anständig zu benehmen, seinen Männerstolz entgegensetzt. Es wird hiermit bekanntgegeben, daß der letzte, der gegen Goethe Gesinnung haben durfte, Börne geheißen hat. Zuzug fernzuhalten!

* * *

Tausende wären glücklich, er weiß sichs nicht zu schätzen

»Aus Teplitz wird uns gemeldet: Der hiesige Stadtrat Dr. med. Ernst Walter hat den ihm verliehenen Titel eines kaiserlichen Rates als seiner Stellung und seinem Stande nicht entsprechend abgelehnt.«

* * *

Standpunkt!

Es kann sein, daß wir Österreicher in der Politik ein wenig zu weich sind und die scharfen Ecken gern umbiegen. . . . Es wird stets eine Gemütsfrage sein, ob der Sohn eines solchen Vaters, wenn er seinen Standpunkt in einem Streite verteidigt, und selbst, wenn er sich in einem Irrtum befindet, nach dem Maßstabe des strengen Rechtes behandelt werden solle. Gemütsfragen sind jedoch individuell, und die Antwort kann jeder nur für sich selbst geben und sie läßt sich nicht verallgemeinern. Die vorstehenden Bemerkungen entspringen dem österreichischen Gemüte. Es kann hier nicht gefallen, was einem Sohne des Grafen Julius Andrassy geschehen ist ....

Man hat sich das österreichische Gemüt immer ganz anders vorgestellt. Wenn in Ungarn ein Abgeordneter zu Unrecht ausgeschlossen wird, so müßte es in Österreich dem Hausjuden verheimlicht werden. Es ist genug, daß die Geschäftsordnung gebrochen wird. Wenn er uns noch das Herz bricht, so werfts ihn heraus!

* * *

Durazzo, aufgegeben am 8. März 10 Uhr vormittags, eingetroffen am 11. März abends

das ist unerhört, ein Telegramm, das man wie einen Bissen Brot gebraucht hat, über den Einzug des Fürstenpaares, zerspringen möcht man, was treibt denn der albanische Vertreter, den wir eigens hinuntergeschickt haben, Skandal, ein Weltblatt bringt um vier Tag zu spät die Details, die Einzelheiten — aber unterdrücken kann man sie schließlich doch nicht, so etwas interessiert immer:

. . . . Man sah viele Damen in eleganten modernen Toiletten . . . .
. . . . Strahlend brach in diesem Moment die Sonne durch und tauchte alles in Licht und Farbe . . . .

Das Telegramm hat tausend Kronen gekostet. Der Korrespondent wird angewiesen, dringende Nachrichten nächstens brieflich zu senden.

* * *

Durazzo, aufgegeben am 7. März 11 Uhr vormittags, eingetroffen am 11. März abends

also fünf Tage, das hat die Welt nicht gesehn, aber es betrifft gottlob nur politische Informationen, keine Stimmungsbilder, der Schade ist also nicht so groß.

* * *

Durazzo, aufgegeben am 8. März, eingetroffen am 12. März

Ich besuchte gestern abend Essad Pascha. Der General empfing mich in seiner neuen hellgrauen Uniform mit goldenen Schnüren und erzählte mir freudestrahlend:

»Ich begab mich an der Spitze einer Deputation an Bord der ‚Taurus', um den Fürsten und dessen Gemahlin zu begrüßen und zur Landung einzuladen. Der Fürst erzählte, daß besonders am letzten Tage die See unangenehm bewegt gewesen sei.« »Als ich aber«,

fuhr der Fürst fort, »in die albanischen Gewässer kam und die Berge Albaniens erblickte, fühlte ich mich sehr erleichtert, und meine Gemahlin schaute mit strahlendem Blick auf mich.«

Was mag sich da nur zugetragen haben? Daß das um vier Tage zu spät ankommt, ist wirklich schade!

* * *

Bin nur ich so hellhörig

oder muß jeder die Identität dieser Stimme mit der Weltstimme spüren:

Ein junger Mann von kaum vierzig Jahren wurde zum Arbeitsminister ernannt. Österreichische Minister von heutzutage sind durch die Unbeständigkeit der Kabinette nicht mehr das, was sie früher waren. Der Maßstab für die Tauglichkeit wurde stark herabgedrückt . . . Dennoch muß es ein Hochgefühl sein, kaum zur Vollreife gelangt, über ein Budget von hundert Millionen verfügen, Scharen von Beamten und Dienern befehlen zu können . . .

Welche Greiflust hier in der Vorstellung schwelgt, daß der junge Mann über das Budget »verfügt«! Sie würde auch beklagen, daß ein reicher Erbe wirtschaftet, als ob er Staatsgelder zu verwalten hätte.

* * *

Die Dichter haben das Wort

Um die nationalen Gegensätze in Böhmen zu überbrücken, sind zu Weihnachten zwei Kulturmenschen berufen worden, von denen man erwarten kann, daß sie für die Errungenschaften sind und das Verbindende dem Trennenden vorziehen: die Herren Salus und Strobl. Dieser ist Pessimist. Er möchte uns ja gern etwas zu Weihnachten schenken, aber er glaubt an kein Christkindl mehr. Las'n verdienen. Jenner nennt sich einen in Böhmen wirkenden Kulturmenschen und beklagt sich darüber, daß heute »jeder achtzehnjährige Jüngling schon Antisemit oder Zionist, Arier oder Nichtarier, Deutschnationaler oder Tschechischradikaler ist und von der kulturellen Gemeinschaft nichts wissen will«. Ich bin gewiß frei von dem Verdacht, der Einteilung der Idioten nach Nationen das Wort zu sprechen. Aber jeder achtzehnjährige Jüngling, der in solchen Vorurteilen befangen ist, scheint mir turmhoch über jener allgemeinen Menschlichkeit zu stehen, die da Gedichte von Salus toleriert und begünstigt. Gemeinsame Arbeit für solches Hochziel ist ein Ideal, das tief unter jeder politischen Tendenz steht.

* * *

Heimg'funden

Rückkehr Pichons zur Journalistik.

Ernennung zum politischen Leiter des »Petit Journal«.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«.)

Paris, 1. März.

»Petit Journal« teilt mit, daß der Verwaltungsrat dieser Zeitungsgesellschaft den ehemaligen Minister des Äußern Stephan Pichon und den ehemaligen Ackerbauminister Clementel zu Verwaltungsräten gewählt hat. Pichon ist zum Präsidenten der Gesellschaft an Stelle des eben verstorbenen Charles Prevet gewählt worden und wird in dieser Eigenschaft wie sein Vorgänger Prevet die politische Leitung des »Petit Journal« übernehmen.

Pichon ist aus der Journalistik hervorgegangen. Er war, ehe er zur Diplomatie übertrat, Redakteur an Clemenceaus »Justice« . . . .

Der Präsident der französischen Republik hat Heimweh, der Minister des Äußern ist schon drin, und der Ackerbauminister auch. Daß die Schmöcke den Staat regieren, weiß man. Aber wozu den Umweg über den Staat?

* * *

Außer das!

. . . . Was muß sie gelitten haben, bis alle Rücksichten auf Sitte und Sittlichkeit, die beinahe organisch gewordene Ehrfurcht vor Gesetz und Recht vergessen waren, bis sie sich aus dem Gedankenkreis heraushob, in dem sie lebte, bis sie nicht mehr die Frau eines Ministers war, die in prachtvollen Kleidern in den Salons das große Wort führt, die mit den Spitzen des Staates, mit den Leuchten der Wissenschaft in Berührung tritt . . . .

Nun, das ist erheblich. Wenn sie in prachtvollen Kleidern das große Wort führte, so ist es naheliegend, daß sie auch mit Spitzen Staat gemacht hat. Unbedingt zu streichen war aber der folgende Passus:

. . . . und einen Menschen über den Haufen schießt.

Sie dachte sich: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Brachte man ihren Gatten wie ein wildes Tier zur Strecke, wühlte man in seiner Vergangenheit, bis man den schmerzhaften Punkt fand, wo man ihm politisch den Tod bringen konnte, behandelte man ihn als Auswürfling, der durch Betrug und Täuschung des Volkes emporgehoben, nun wieder heruntergerissen, zu Boden getreten werden müsse, so würde sie auch ihn, den Jäger, verbluten lassen, wie die Beute, auf die er sich gestürzt hatte. So solle eben auch er, wenn auch nur körperlich, in den Staub fallen, damit gleiches Recht sei, und damit es dem Beleidiger nicht besser gehe als dem Beleidigten.

Politisch lassen sich die Folgen des Attentats . . . .

Der Absatz von »Sie dachte sich« bis »als dem Beleidigtem« ist als eine zeitraubende Trottelei wegen übermäßiger Anschaulichkeit ganz zu streichen. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie sich gedacht hat: Zahn um Auge, Aug' um Zahn. Oder: Faust aufs Auge, Dummrian!

* * *

Ein abgesagter Feind von Eingriffen ins Privatleben

Im ‚Neuen Wiener Journal' war am 18. März zu lesen:

. . . . Ob dies wirklich nur geschah, um die Reinheit der Republik zu bewahren, möchten nicht alle behaupten, die das Blatt und seinen Leiter kennen. Die Karriere Calmettes, die in Riesensprüngen von einer sehr bescheidenen journalistischen Stellung hinauf zur Direktion des Boulevardblattes führt, war nicht immer von rein idealistischen Motiven geführt. . . . Aber es ging in dieser Tonart weiter und Herr Calmette verfolgte jetzt eine Taktik, für die keine Fälschung zu plump, kein Winkel des Privatlebens zu versteckt war. . . . Man findet in der öffentlichen Debatte alles in Frankreich, aber die unverhüllte Perfidie doch nur selten.

Frau Caillaux hat der anständigen öffentlichen Meinung in Frankreich eine Arbeit abgenommen, die diese eleganter durchgeführt hätte. . . .

Also auch die Gräfin Festetics hätte sich seinerzeit nicht in die Redaktionsräume des ‚Neuen Wiener Journals' bemühen müssen. Aber dafür wird es sich hoffentlich eine andere ungarische Gräfin nicht versagen können. Denn am 17. März war im ‚Neuen Wiener Journal' zu lesen:

. . . . Komtesse (folgt Name) steht im 25. Lebensjahre . . . . Ihr Verkehr in Wien beschränkte sich auf die Gräfin (Name) und ihren Anwalt (Name), zu dem sie seit der Zeit, da die Angehörigen der Komtesse ihre Entmündigung anstreben, in Beziehungen steht. Eine Reihe von tollen Streichen der Komtesse, die alle durch einen nicht gewöhnlichen Trieb charakterisiert waren, hatten die Angehörigen der Komtesse bestimmt, ein Gutachten eines Budapesters Psychiaters einzuholen . . . .

. . . . Die Komtesse vermutet überdies, daß der Diebstahl des Tagebuches von einer Seite veranlaßt wurde, die Material dafür suche, daß sie wirklich an Jugendirrsinn leide . . . . Verständlich wird diese Anschuldigung der Komtesse, wenn man erfährt, daß der Diebstahl des Tagebuches der Besitzerin ebenso unangenehm ist wie ihrem Anwalt, da es nichts anderes enthält als die allerdings mit nicht gewöhnlicher, seltsamer Ausführlichkeit beschriebenen persönlichen Beziehungen der Komtesse zu ihrem Anwalt . . . .

In diesem Fall würde eine Kugel gewiß ihr Ziel verfehlen, weil sie sich ein solches Subjekt drei Schritte vom Leib hält. Aber wenn die Concordia mir noch einmal mit der Ehre der Wiener Presse kommt, werde ich sie fragen, ob Ehre, die ein Falstaff nicht essen kann, nicht doch etwas ist, was man kotzen kann.

* * *

Eingriff in das eigene Familienleben

Ja was macht denn der Pamperletsch vom Slezak? Es wäre sehr interessant, wenn die Zeitung es herausbrächte; aber das hat sie gar nicht nötig, er erzählt es ihr schon von selbst:

.... Meine Frau und ich hatten nämlich Sehnsucht nach unseren Kindern, und es war uns heuer der Aufenthalt ohne unsere Kinder in Amerika wahrhaftig eine Qual. Wir waren zum erstenmal gezwungen, unsere Kinder in Wien zu lassen, da mein Töchterchen kurz vor unserer Abreise an Blinddarmentzündung operiert worden war und Hofrat Eiselsberg dem Kind die Seereise noch nicht gestattete. ...

Ja wer kommt denn da zurück aus Amerika? Ja was hat denn den Tammersänger bewogen, die Tonzerte abzusagen und nach dem Zusammenbruch der Tanadian National Opera Tompany abzureisen?

* * *

Aus einem Weltblatt

[Jubiläum.] Am 17. d. feiern Herr und Frau Johann und Theresia Ruzizka, I. Bezirk, Johannesgasse 22 wohnhaft, das Jubiläum ihrer fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit im obgenannten Hause, in dem Herr Ruzizka als Portier bedienstet ist.

* * *

In verschiedener Lesart

Junge fesche Frau,
Isr. brünett, nachweisbar unschuldig geschieden, in Lebensstellung (Intelligenzberuf) mit Einkommen von 4000 K und 20.000 K Vermögen, sowie vollständig elegant eingerichteter Wohnung, sucht behufs Ehe Bekanntschaft. Nur Herren mit mindestens gleichem Einkommen aus sicherer Position und gut situiert, gesund, mit angenehmem Exterieur, wollen nichtanonyme Anträge unter »Seltener Fall 30« a. d. Ank.-Bur. d. Bl. richten.

* * *

Eine Schwärmerin

Mit nur gutmüt., aufrichtigem Staats- oder Bahnbeamten, gut situiert, wünscht hübsches Fräulein, 36 J. —

Sie hänge ihr Herz nicht an ein Ideal. Einen gutmüt. Staatsbeamten könnte sie ja finden — gutmüt. sind sie alle —, aber sie würde schon sehen, wie fad das ist: den Akt erledigen, nur damit eine Ruh is! Und einen aufrichtigen Bahnbeamten — da kann sie ein altes Fräulein werden! Der Zug des Herzens hat ohnedies Verspätung. Fragt man: wann endlich, so kriegt man die Antwort: so umra elfe kommt er gern! Ist das aufrichtig? Und kommt er dann um zwölfe, so ist das Coupé dreckig und ungeheizt.

* * *

Aus einem Preiskurant

Wiener Stadtbahnspiel.

Mit großem, prachtvollem Plane von Wien und Umgebung, 18 Ausflugskärtchen, Fahrkarten, Eisenbahnwagen, Touristenfiguren usw., reich ausgestattet. In feinem Kasten K 7.50.

(Die Stadtbahn ist ebenso genau in den Plan eingezeichnet wie die Ausflugsorte. Die Fahrten werden durch lustige Zwischenfälle unterbrochen.)

* * *

Falsch verbunden

»Eine interessante Statistik über die Verteilung der Telephonanschlüsse in der ganzen Welt wird von der Zeitschrift La Lumière electrique veröffentlicht. . . . Unter den europäischen Ländern steht an erster Stelle Dänemark mit 107.153 Apparaten bei 2,589.000 Einwohnern: es besitzt demnach jeder 24. Däne einen Telephonanschluß. Den zweiten und dritten Platz nehmen Schweden und Norwegen ein. Es kommt dann die Schweiz mit einem Telephonanschluß auf 41 Personen. Weiter folgt Deutschland mit 1,154,518 Telephonanschlüssen, so daß auf 56 Personen ein Apparat kommt. Hinter Deutschland kommen England, Luxemburg, Island und Holland. Den zehnten Platz erst behauptet Frankreich, wo man nur 260.998 Telephonanschlüsse zählt, so daß auf je 150 Franzosen ein Apparat kommt. An den letzten Stellen stehen Bulgarien, Griechenland und Bosnien, wo je 1500—2000 Einwohner nur über einen einzigen telephonischen Apparat verfügen können. . . .«

Es wird ja nicht schöner in der Welt sein, wenn auf jeden Menschen ein Apparat kommen wird. Aber da es der Weg ist,

muß er gegangen werden. Österreich dürfte in der Statistik garnicht vorkommen. Mit Recht, weil es hier überhaupt keine Telephonanschlüsse gibt. Das österreichische Telephon spielt nur in der älteren satirischen Literatur eine Rolle; selbst die Witze, die man darüber machen kann, sind veraltet. Nichts liegt mir ferner als Polemik. Ich lebe still und harmlos, hin und wieder ruft mich die brasilianische Gesandtschaft an, weil sie mit der portugiesischen sprechen wollte. Ach, die einzigen Verbindungen, die ich noch mit der Außenwelt habe, sind die falschen!

* * *

Nicht nur, sondern auch

»... Bei der bei Hopf vorgenommenen Hausdurchsuchung seien nicht nur große Mengen von Gift und Kulturen der gefährlichsten Bakterien, sondern auch zwei Strafgesetzbücher vorgefunden worden.«

* * *

Das Leben bietet seltsame Kontraste

... Ein Bein wurde ihm vollkommen aufgerissen. Der Dompteur befreite sich mit übermenschlicher Kraft, gab mehrere Revolverschüsse gegen den Löwen ab und retirierte dann zur Tür. Die Verletzung ist sehr schwer.

Herma von Skoda-Abend.

Sehr zart sind die Gedichte von Fräulein Herma von Skoda, die gestern im Klub deutscher Künstlerinnen vorgetragen wurden. Feine lyrische Empfindungen sind in ihnen ausgesprochen, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. ...

Da nun der Setzerstreik in Prag, wo ohnedies ein Durcheinander ist, auch noch das seine tat, so hätte das Bild sich von rechtswegen so gestalten müssen:

Der Klub deutscher Künstlerinnen wurde vollkommen aufgerissen. Der Dompteur befreite sich mit übermenschlicher Kraft.

Hermine von Skoda retirierte dann zur Tür. Sehr zart sind mehrere Revolverschüsse, so wie sie manche spielerische, manche ernstere Minute zuträgt. Die Verletzung feiner lyrischer Empfindungen ist sehr schwer.

* * *

Es ist unwahr

Ein Erzschmock macht sich über den Erzbischof lustig, der einen Hirtenbrief gegen den Tiroler Fremdenverkehr erlassen hat:

. . . . Die Tiroler selbst aber sind ein so tüchtiger, in sich gefestigter Menschenschlag, daß die Befürchtungen des Fürstbischofs wirklich grundlos sind. Sie werden, auch wenn sie weiter mit den Fremden in Berührung kommen, weder ihre Lebensweise noch ihre Weltanschauung wesentlich ändern. In den Sennhütten wird sich nicht der wallende grüne Automobilschleier einbürgern, und auf den Tiroler Kirchweihfesten dürfte bis auf weiteres kein Tango getanzt werden.

Das scheint wahr zu sein. Denn in einem Tiroler Blatt ist zu lesen:

Colfuschg, 22. Jänner.

Bezugnehmend auf den Bauernbrief »Aus dem Gadertale« in letzter Nummer, bitte ich folgendes festzustellen: Es ist unwahr, daß ich um 4 Uhr Früh den Tangotanz im Gasthause zum Capellerwirt bei der Tanzunterhaltung am 26. Dezember vereitelt habe. Wahr ist, daß im Gasthause zur Kapelle, wo ich als Stallmagd bedienstet bin, am 26. Dezember 1913 ein Ball gar nicht stattgefunden hat, ja nicht ein einzigesmal getanzt worden ist, deshalb ich auch gar nicht in die Lage gekommen bin, einen Tangotanz zu vereiteln. Dies zur Richtigstellung. Im übrigen bemerke ich, daß Tänzerinnen aus Welschellen nicht eingeladen worden sind. Marie Bernardi.

Es ist ihr Recht nach § 19. Und daß die ladinische Stallmagd aus einer Höhe von 1680 m über dem Meeresspiegel in jene Welt heimg'funden hat, wo man sich an derselben Stelle und mit denselben Lettern dagegen verwahrt, den Tango vereitelt zu haben, zeigt, daß wir doch weiter halten als in den Zeiten, wo sie auf solchen Vorhalt geantwortet hätte, daß sie jetzt melken gehn müsse.

* * *

Nordau erkennt die Wahrheit und verwirft sie

. . . . Aber das natürliche Schamgefühl des Weibes? Hier setzt der große Irrtum der Laien ein. Das Schamgefühl des Weibes ist nicht natürlich. Es ist ein Kunsterzeugnis, ein mühseliges Werk der Erziehung, und überaus hinfällig. Kratze den Firnis von Wohlanständigkeit der Frau von tadelloser Haltung und das Naturwesen kommt zum Vorschein .... Schamhaftigkeit, die, ich wiederhole es, nicht ein inneres Gebot des Weibes ist und nicht aus einem urwüchsigen Bedürfnis seines Wesens entsteht, hat nur beim gealterten Weibe organische Wurzeln. Dieses ist sich bewußt, verblüht und weit eher abstoßend als begehrt zu sein, und es ist bestrebt, seine unschönen Ruinen vor vergleichenden und urteilenden Augen zu verbergen. Das junge, frische Weib, das sich schön und verführerisch weiß oder glaubt, wünscht nichts so sehr als mit seinen Reizen zu prunken. Die Sitte, die es zur Zurückhaltung zwingt, hat ihren Ursprung in der Eifersucht des Mannes, der als der Stärkere es unter die Tyrannei seines Willens brechen konnte und es kraft seines angemaßten Eigentumsrechts durch abwehrende Verhüllung vor dem lüsternen Blick möglicher Nebenbuhler schützte . . . . Der Entfesselung des weiblichen Urtriebes naiver Schamlosigkeit ist nie ein sittliches Bedenken des Weibes selbst entgegengetreten.

Also sprach Nordau. Aber in Pest, wo er das eher riskieren darf. Aber er freut sich dessen nicht, sondern es tut ihm leid. Er schmäht den Sachverhalt, den er erkennt. Die Stelle ist aus dem Zusammenhang gerissen, und der Zusammenhang ist trostlos. Nordau bestärkt den Papst im Verbot des Tango. Er hat oft genug die Kunst eine Idiotin genannt. Nun nennt er die Natur eine Kanaille. Die Ruhe Gottes am siebenten Tag dürfte wohl durch die Befürchtung getrübt worden sein, daß ers dem Nordau nicht und nicht habe recht machen können.

* * *

Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert is sie, nicht gedacht soll sie werden

Blitzschlag in die Telephonzentrale auf der Pforte.

Konstantinopel, 19. März.

Während des gestrigen Sturmes fuhr der Blitz in das Palais der Pforte und zerstörte einen Teil der Telephonzentrale.

Es gibt noch eine Gerechtigkeit! Und allen Telephonzentralen aller Staaten wird es so ergehen, die es sich künftig

einfallen lassen sollten, den Korrespondenten zu verhaften und zu verschicken!

* * *

Wer hat das volle Recht, tief und erleichtert aufzuatmen?

Der Möbelfabrikant Herr Bernhard Ludwig, »der sich seit Weihnachten schon dreimal in Durazzo aufgehalten hat und eben von seiner jüngsten Spritztour dorthin wieder zurückgekehrt ist«. Das heißt nicht dorthin, sondern nach Wien. Und das heißt wieder, daß er erzählen muß. Es ist eine Ballade. Am 15. Dezember hatte ihm der Prinz von Wied lächelnd die Photographie des Gebäudes gezeigt und ihm mitgeteilt, daß alles bis 15. Januar fix und fertig sein müsse. »Und Herr Ludwig zögerte nicht«. Es wurde zwar nicht fertig, aber es wurde fertig. Oh Ludwig! Über wen ist Herr Ludwig nun voll des Lobes? Über Essad Pascha. Denn:

Brauchte man einheimische Erdarbeiter — Essad Pascha schaffte sie zur Stelle. Umliegende Gebäude mußten demoliert werden, und Essad Pascha ordnete sehr summarisch und schnell die Expropriierung der Objekte an. Essad Pascha feuerte aber sogar die Wiener Arbeiter immer wieder zu erneuter Energie an, so daß Herr Ludwig nun mit dem Gefühle des tiefsten Dankes gegen Essad Pascha aus Durazzo schied.

Ho Essad Pascha! Darum hat Ludwig jetzt »das volle Recht, tief und erleichtert aufzuatmen.« Kein Mensch wird etwas dagegen haben. Herr Ludwig ist aber nicht nur berufen, den Konak einzurichten und einen Kostenüberschlag zu machen, nein:

Herr Ludwig, der in seinem ganzen Wesen den modernen, scharf beobachtenden Geschäftsmann verrät, glaubt an die Zukunft des neuen Reiches. Er hat Gelegenheit genug gehabt, mit dem albanesischen Volke zu verkehren und sich zu überzeugen, wie willig, gut, herzig und ehrlich diese Leute sind und wie sie alle der Wille beseelt, an dem Aufbau ihres Landes mitzuhelfen.

Den Aufbau des Landes hat aber Herr Ludwig nicht übernommen. Er übernimmt auch keine Verantwortung. Darum:

Wenn Herr Ludwig nun schon von allen Seiten mit Anfragen über geschäftliche Möglichkeiten im neuen Reiche bestürmt wird, so kann er nur zur Geduld raten.

Oi Ludwig!

* * *

Wer oder was trotzt den Zeiten?

. . . . Bald gab es keinen Wäschermädelball mehr, der Fiakerball verlor seinen Nimbus, der Lumpenball entartete. Und heute ist von diesen urwienerischen Fechsungen nichts mehr geblieben als der Narrenabend des Wiener Männergesangvereines. Der hat den Zeiten getrotzt, und er ist eigentlich so geblieben, wie er immer war. Vielleicht weil dieser erste Gesangsverein der Welt eine unveränderliche Klasse bildet und sich in seinen Reihen immer durchaus künstlerisch empfindende Menschen befinden.

Zum Beispiel:

Die »Parsifalotten« führte Magister der Pharmazie Ulrich Diamant . . . .

Inmitten dieser gefährlichen Gesellschaft Frau Antonie Stern als »Unerschrockene Schwiegermutter Hopfs«.

Und ehe der Humor in seine Rechte trat, soll kürzlich einer von ihnen eine Bruckner'sche Symphonie auf der Ziehharmonika gespielt haben.

* * *

Märtyrer

». . . . Die Honneurs machte Baronin Bienerth, unterstützt von einer Anzahl von aufopferungsvollen Komiteedamen und Herren.«

* * *

Mer lacht

». . . . Das Martyrium der Urchristen vom Gesichtspunkt Bernard Shaws! — man lacht und es ist ja in einem gewissen Sinn wahrhaft ein unendliches Vergnügen, mit dem erlesensten Zynismus einer blendenden Dialektik die unerhörtesten Blasphemien und Zertrümmerungen geweihter Vorurteile mit anzusehen . . . . Wir sehen den Cäsar und die Christenopfer immer in den Dimensionen von Roms Kolosseum. Shaw geht her und zeigt an Menschlichkeiten, die der höchste Ruhm von Selbstentäußerung, Opfermut und Seelenstärke bekränzt, einen psychologischen Querschnitt. . . .«

Erstarrt der Schleim nicht vor Entsetzen? Hyänen sind barmherzige Brüder! Es ist die Zeit für die neuen Märtyrer gekommen. Man beschmiere die psychologische Schnauze mit Druckerschwärze! Man vierteile sie, denen der neue Glauben befahl, an Menschlichkeiten einen Querschnitt zu zeigen! Auf ins Kolosseum mit seinem Sensationsprogramm!

Notizen

Aus »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit« von Theodor Haecker (Verlag von J. F. Schreiber, München 1913):

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung*). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeiten seiner selbst entdeckte, sie aus sich herausstellte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *Διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

Die Auffassung, die in diesen schönen Worten enthalten ist, wird von Idioten entweder mit der Annahme gestützt werden, daß

*) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichter seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Kraus Kierkegaard kennt, oder durch die Tatsache entkräftet werden, daß er von ihm keine Zeile gelesen hat.

•

In dieser Schrift steht auch der gute Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden.

Dieser Satz hat Herrn Blei mit Recht gegen das Buch aufgebracht. Er nimmt bei der Gelegenheit gleich auch das Recht auf Kierkegaard für sich in Anspruch und räumt dem Verfasser, mit dem er im Hauptthema nicht einverstanden ist, höchstens ein, daß er gute Einzelheiten vorbringe, daß er »eine vortreffliche Erudition besitzt« — man sieht, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — und »auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge« — wir sind am Anfang des zwanzigsten — »und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen . . . .«:

. . . . vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte: zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.

Ei, Blei! Aber das ist ja einerlei; ich muß trotzdem die Antwort Haeckers aus dem ‚Brenner' zitieren, denn sie zeigt, daß es in der deutschen Literatur noch manchmal männlich zugeht:

. . . . Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

»Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingeniums wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . . .«

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht

und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »Entweder — Oder«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des »Amethyst«, so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß Jakob Wassermann, nachdem er das »Tagebuch des Verführers« gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die »Masken Erwin Reiners« schrieb, oder daß Heinrich Lilienfein die Indenads-Lectie »Periander« in »Schuldig — nicht schuldig«, also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama »Der Tyrann« machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, »in denen Kierkegaard existent ist« . . . .

* * *

Im ‚Prager Tagblatt', 7. Januar, war die folgende Berichtigung enthalten:

z. Zt. Janowitz, am 2. Januar 1914

Im ‚Prager Tagblatt' vom 21. Dezember 1913 ist ein »Münchener Kunstbrief« erschienen, in dem es von einer Ausstellung des Herrn Max Oppenheimer heißt:

»Besonders ihm wird der Vorwurf gemacht, er hätte sich Kokoschka als Vorbild genommen. Richtiger, aber nicht ganz richtig, hat sich Herr Karl Kraus ausgedrückt, der ihn einen ‚Vorahmer' Kokoschkas nannte.«

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, festzustellen, daß die Bemerkung unrichtig ist und daß ich Herrn Oppenheimer nie einen Vorahmer, sondern immer einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe. Der Aphorismus: »Es gibt auch Vorahmer von Originalen«, den Herr Oppenheimer vielleicht zu seinen Gunsten auf sich bezogen hat, kann sich nur auf solche Produzenten beziehen, welche in einer ihnen noch nicht wesentlichen Form die Vorläufer von schöpferischen und zur Übernahme berechtigten Naturen sind, die ich gegen den Verdacht des Plagiats schützen wollte. Es konnte mir nie darum zu tun sein, Kokoschka gegen solchen Verdacht zu schützen, da sein Schaffen nicht der Tätigkeit des Herrn Oppenheimer, sondern diese jenem auf dem Fuße folgte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, die Tätigkeit des Herrn Oppenheimer auf kunstphilosophischem Wege zu erklären, und wahr ist, daß ich Herrn Oppenheimer, so oft ich von ihm sprach, einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe.

Um welche Art von Kunstkritik es sich da gehandelt hat, und was heute gedruckt werden kann, geht aus der folgenden Stelle hervor:

Kokoschka ist ein Psycholog . . . . Kokoschkas Farben sind mehr seelisch denn spektral.... Da das Schaffen Kokoschkas nur auf dem Wege der Analyse verstanden werden kann, schließt es sich von selbst aus, daß seine Nachahmer, deren Denken wie das aller Nachahmer synthetisch ist, auch annähernd Ähnliches leisten könnten.

* * *

. . . . Man konnte mit ihm sprechen wie mit einem Maler — und das ist am Ende das größte Kompliment, das ein Maler einem Kunstkenner oder Kunstgelehrten machen kann. A. S. F.

Wie? Lichtwark hat mit Seligmann gesprochen? Und Seligmann ist ein Maler? Das alles habe ich ja gar nicht gewußt!

* * *

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen

bis zu dessen Tod mit keiner Silbe erwähnt, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel ....« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie denn? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal mit einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. Heute könnte ich ihm lachend sagen, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Busse hat es inzwischen festgestellt. Trotzdem weiß er sich frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron insbesondere einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgend eine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen«. Herr Busse wagt es

93

Was vermögen sie nicht zu verleugnen?

.... Beide kleinen Dramen reden eine versifizierte Sprache, beide treten in der malerischen Tracht vergangener Jahrhunderte vor uns hin und vermögen trotzdem ihre Wiener Abstammung nicht zu verleugnen. Zweigs liebenswürdiges »Spiel« gibt uns ein Stück Schauspielerpsychologie im hellen Rahmen des deutschen Rokoko; Zifferers dramatisches Gedicht, dunkler, schwermütiger und problematischer, wandelt das Thema Frauentreue an Hand eines merkwürdigen Vorganges ab, den der Dichter in das Paris des sechzehnten Jahrhunderts verlegt hat —

Das nützt aber alles nicht. Ein Verwandter Zweigs, der einmal zu einer Premier' nach Wien gekommen war, ließ sich durch den hellen Rahmen des deutschen Rokoko keineswegs blenden, sondern meinte im Gegenteil: »Was hab ich euch immer gesagt? Ein betamter Jung!« Dagegen soll die dunkle Schwermut Zifferers seit jeher auf Widerstand bei der Familie gestoßen sein.

* * *

Die Hans Müller-Generation

[Kindermund.] Eine Leserin schreibt uns: Neulich lasen wir — die Herrschaften, bei deren Kindern ich Lehrerin bin, und ich — das Feuilleton von Hans Müller: »Die Furcht vor der Ehe«. Die Kinder waren in ihr Spiel vertieft. Plötzlich unterbrach der zehnjährige Junge sein Spiel, da er den Satz gehört hatte: »Wenn einer auf beiden Augen schielt, so zahlt er für ein schielendes Auge Militärtaxe und für das andere schielende Auge Junggesellensteuer« und rief aus, den Satz wörtlich nehmend: »Und wenn einer einäugig ist?« — Prompt erwiderte das achtjährige Schwesterchen: »Nun dann zahlt er gewiß entweder Militärtaxe oder Junggesellensteuer!«

[Tod der ältesten Frau Deutschlands.] Aus Berlin wird uns berichtet: Die älteste Frau Deutschlands ist gestern gestorben. Es war dies die 120jährige —

Nein, so alt wird das Schwesterchen nicht!

* * *

Kunstnachricht

Krida Leo Birinskis.

München, 30. Jan. (Priv.) Gegen den Bühnenschriftsteller Birinski ist von Wien eine Anzeige wegen Krida und Exekutionsvereitelung

beliebten Tanzlehrern Freising und Hinzpeter bei Kroll und im Viktoriatheater arrangierten Corps-de-Ballet-Bälle bilden. Auf denen ging es schrecklich ungeniert zu und mordsmäßig vergnügt. Und dann der Subskriptionsball! Auf dem ging's trotz tropischen Gewächsen und Fontänen, trotz blumenumwundenen Säulen und vorgetäuschten italienischen Landschaften schauderhaft vornehm zu und gar nicht sehr kurzweilig. Die vielen Hoheiten entfernten die Vertraulichkeit, die doch eigentlich sehr nett ist . . . Ich war — aber das ist ja Sache des persönlichen Geschmacks — ein einziges Mal auf dem Subskriptionsball. Auf den Corps-de-Ballet-Bällen war ich . . . viel . . . viel öfter . . . Weil . . . na ja!

Vokativus! Wie köstlich er andeutet! Loser Vogel! Schwerenöter! Immer derselbe! »Gehn S' weg, Sie Schlimmer!« dürfte eine holländische Verehrerin, mit der er den angebrochenen Winterabend beenden wollte, gesagt haben. Er aber, nicht einzuschüchtern, zwinkert: »Kleine Kröte!« Er erzählt ihr prickelnd, wie es seinerzeit in Berlin auf den Corps-de-Ballet-Bällen zugegangen ist. Sie wird schwach. Weil . . . na ja!

* * *

Den Othello spielt

Reimers.

* * *

Was Sie nicht sagen!

»Aus Klagenfurt wird geschrieben: Im hiesigen Stadttheater wurde vergangenen Sonntag bei vollbesetztem Hause die »Lustige Witwe« aufgeführt. Einige der zündenden Melodien mußten wiederholt werden. . . .«

* * *

Analyse eines Kunstwerkes

. . . . deshalb sucht er fortwährend nach neuen Aufgaben, nach Problemen, an denen er seinen Ehrgeiz einigermaßen stillen kann . . . . Im Zusammenhang dieser Entwicklung . . . . Das Problem . . . . Wert und Bedeutung . . . . in großen dramatischen Auseinandersetzungen . . . .

Wer? Lehar.

Der mitreißende Schlager, der fehlt diesmal, was vermutlich die künstlerische Absicht des Komponisten war . . . .

Kl. d. [illegible] Wesen d. Lehars.

Wessen? Lehars.

Im übrigen haben die beiden Librettisten ihre Arbeit recht sorglos verrichtet und im Gegensatz zu ihrem Komponisten bekunden sie gar keinen künstlerischen Ehrgeiz.

Wer? Willner und Bodanzky.

* * *

Verwechslung der Schöpfer

»Bei Nikolaus Schattensteins ‚Porträt der Frau R.' erkundigte sich der Kaiser, wer die abgebildete Dame sei, worauf ihm der Künstler das ehemalige Mitglied des Deutschen Volkstheaters Frau Rainau als die Porträtierte bezeichnete.«

»Der Schöpfer des Porträts der Frau Rainau-Adler, das dem Kaiser besonders auffiel, ist Maler Heinrich Rauchinger.«

* * *

Ich bin halt negativ

In der Vorrede zu einem »Kinobuch« wird die feierabendliche Mission des Kinos verherrlicht:

Die Bekämpfer des Kinos mögen dies bedenken: Ist es nicht etwas Großes, wenn kleine Kaufleute —

Nein.

* * *

Im Drange der Zeit

Kleine Bühne (Elite-Kino). Der Programmwechsel bringt die besonders interessante Originalaufnahme des Herrn Erzherzogs Leopold Salvator im Kreise der Familie. Als Hauptdrama figuriert »Der Kampf ums Leben«, ein farbenprächtiger Film, in welchem bunte Szenen uns in das Leben fränkischer Bewohner einführen.

* * *

Im eigenen Blatt gegen das eigene Kind

».... Professor v. Frankl warnt die Eltern davor, die bei Knaben und Mädchen mit der Pubertät eintretende Überbegabung nicht zu überschätzen und Talente zu entdecken und zu pflegen, die in Wirklichkeit nur während dieser Periode vorhanden sind.«

Und der kleine Korngold?

* * *

Der kleine Korngold

ist gesund und hat die höchste Weihe erhalten. Daß er ein Genie und ein Phänomen ist, mit solchen Gemeinplätzen geben sich die Kenner gar nicht mehr ab. Es ist ihm soeben von dem Vertreter für Frankfurt »ein echt Korngoldisches Andante« nachgerühmt worden.

* * *

Ein sonderbares Imperfektum

Zu den vielerlei Beschwerden, die der Mensch außer den Magenbeschwerden haben kann, gehören die Verkehrs-, Eisenbahn-, Stadtbahn-, Straßenbahn-, Telephon-, Wetter-, Konzerthaus- und Opernbeschwerden. Die letzten sind nicht die geringsten und rechtfertigen schon ein gewisses Pathos, besonders wenn es von geschätzter Seite kommt:

Ich habe gestern eine Wette gewonnen. Ich habe nämlich gewettet, daß die gestrige Sonntagsvorstellung im Hofoperntheater (auf dem Zettel stand »Die Walküre«) abgesagt werden würde. Als in der vorigen Woche der »Ring«-Zyklus angekündigt worden war, lasen meine Freunde und ich, große Wagner-Verehrer, mit besonderer Freude, daß der erste Abend »Die Walküre« wieder einmal in erstklassiger Besetzung gespielt werden sollte, Frau Weidt als Brünnhilde, Herr Miller als Siegmund, wahrlich ein seltener Genuß für ein Sonntagspublikum. Und wir gingen hin und kauften uns teure Parkettsitze. Da sagte ich zu meinen Freunden: »Ob wir am Sonntag ‚Die Walküre' hören werden, weiß ich nicht, aber ich wette, daß wir die angekündigte Besetzung nicht bekommen werden. Wenn die Direktion der Hofoper einmal im Jahr dem Sonntagspublikum einen erlesenen Genuß bieten will, dann werden schon andere Umstände eintreten, die uns um dieses Vergnügen bringen werden.« Meine Ahnung trug mich nicht....

Die geschätzte Seite hatte vielleicht »trog« geschrieben. Das schien der Redaktion bedenklich. Man will sich nicht blamieren. Man änderte selbstverständlich in »trug«. »Trog« erinnert an Sautrog und ist auch sonst verdächtig. »Warum sagt er«, meinte ein Redakteur, »daß die Ahnung trog? Eine Ahnung trogt nix! Er will sagen, daß es ein Betrug war, also muß man sagen, die Ahnung trug nicht.« »Moment«, sagte ein zweiter, »wenn wir sagen, die Ahnung trug nicht, so ist das so viel

wie wenn wir sagen, sie hat nicht getragen. Während, wenn wir sagen wollen, sie hat nicht getrogen, wir doch sagen müssen, sie trog nicht!« »Moment«, versetzte der erste, »wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie doch getrügt?« »Wieso? Wenn sie nicht getrogen hat, so hat sie getrogen —« »Aber wenn sie ja getrogen hat —?« »Wenn sie ja getrogen hat, so hat sie nicht getrogen.« »Wieso?« »Wenn sie nicht trug, so heißt das nur, daß sie nichts getrogen hat, während wenn sie trog, heißt, daß es ein Betrug war.« »Wieso? Mir scheint konträr, daß ein Betrug nur vorliegt, wenn es nichts betrug.« »Wenn es nichts betrug, so hat man nicht betrügt.« »Man sagt nicht betrügt.« »Wie denn sagt man?« »Lassen Sie mich aus, ich weiß nur, daß trug von Betrug kommt und trog von trogen.« »Jetzt kenn ich mich selber nicht mehr aus. Auch mir fangen an Bedenken aufzusteigen. Wir müssen jedenfalls auf das Verständnis des Publikums Rücksicht nehmen. Wenn wir setzen: trog, so glauben die Leute, wir jüdeln. Während, wenn wir schreiben: trug, werden das die Leute sofort verstehn und sagen, daß wir uns auskennen. Wissen Sie was, streichen Sie trog und machen Sie Trug!«

* * *

Schulbeispiel für die Anwendung eines Sprichworts

». . . . Die Abgeordneten B. und D. haben sich auf Säbel geschlagen und gegenseitig leicht am Kopfe verwundet. Die zwei Gegner haben, nachdem sie verbunden worden waren, Umarmung und Kuß getauscht und sind in demselben Auto nach Monte Citorio gefahren.«

* * *

Ob die sich gut verstehn werden?

Vat., jd., w. s. Tocht., 25. J., ang. lieb. P., wirtsch. erz., geb., musik., a. brav. j. t. M. i. gt. sich. Pos. verh. Mitg. vorl. 20.000 M. Bew. m. Ang. Pos. u. Alt. u. E. H. 1174 E. d. Bl., Moritzp.

* * *

Von den Nachdenklichen und den Betriebsamen

Soll ich das Porträt des Professors Freud auf Kaiserlich Japan oder auf van Geldern Bütten kaufen, das mir Hugo Heller offeriert, der mir bald als Buchhändler, bald als Kunstsalon, eben noch als Literaturverein, jetzt wieder als graphisches Kabinett entgegentritt? Versuch' ich wohl ihn diesmal festzuhalten? Fühl' ich mein Herz nach jenem Wahn geneigt? Er drängt sich zu! nun gut, so mag er walten, wie er aus Dunst und Nebel um mich steigt. Er bringt mit sich die Bilder froher Tage. Eins kostet 100, hundert Kronen sage.

Max Pollak hat den Forscher in seinem Arbeitszimmer, an seinem Schreibtisch sitzend, porträtiert. Der Vordergrund wird durch die auf dem Schreibtisch stehenden antiken und archaischen Figuren seltsam belebt. Aus dem Helldunkel des Arbeitszimmers hebt sich kräftig der durchgeistigte Kopf des Gelehrten ab mit jenem gewissermaßen nach innen gekehrten nachdenklichen Blick, der die konzentrierte geistige schöpferische Arbeit kennzeichnet.

* * *

Wie sagt doch Fehrenbach

. . . . Aber bereits nach den ersten Worten, die er gesprochen, tritt tiefes Schweigen ein und das Haus hört ihm mit angespanntem Interesse zu. Abgeordneter Fehrenbach sagt: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis (lebhafte Zustimmung), das Unbegreifliche, hier wird's getan. (Erneute lebhafte Zustimmung) . . . .

* * *

Einer, der mir schon lange auffällt

— — — die konstituierende Sitzung des Komitees für ein Kaiser Franz Josef-Denkmal der Dreibundnationen stattgefunden. Zu der Sitzung hatten sich eingefunden: — — — der königlich preußische Geheime Hofrat René — — — den Antrag, die Wahl eines Obmannes per Akklamation vorzunehmen. Sie fiel auf den königlich preußischen Geheimen Hofrat René, der die Denkmalidee eingehend erörterte. An seine Ausführungen knüpfte sich eine Debatte, an der sich — — — Geheimrat René — — — beteiligten. Nach Abschluß der Diskussion, die die einmütige Übereinstimmung der Redner bekundete, wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee zu bilden, das die Vorarbeiten zu besorgen

hätte. In dieses Komitee wurden gewählt: — — — Geheimrat René — — —

Schon das Denkmal in Karlsbad ist so entstanden. Der Mann ist unaufhörlich im Schlafwagen Berlin-Wien, reist in Nibelungentreue. Ist vielleicht der nibelungentreueste Preuße, den es jetzt gibt. Beruft konstituierende Sitzungen des Komitees für ein Kaiserdenkmal zur Bildung eines provisorischen Komitees für ein Kaiserdenkmal. Er ernennt sich und ist dabei. Er ist mit von der Partie, die er arrangiert. Erzielt immer einmütigste Übereinstimmung. Ist sehr, sehr für Österreich. Idee, Komitee, René — ja wo hat er denn Wehweh?

* * *

Der Fachschriftsteller

». . . . in voller körperlicher und geistiger Frische. Er wirkt verdienstlich als Fachschriftsteller auf juristischem und volkswirtschaftlichem, namentlich bahntarifarischem Gebiete. So ist vor kurzem eine Broschüre »Die Stempelpflicht im bahnämtlichen Reklamationsverfahren« erschienen, die einen Separatabdruck mehrerer, in der Wiener ‚Zoll- und Speditionszeitung' erschienenen Artikel bildet und die in den fachlichen Kreisen Aufsehen erregte. Viel bemerkt wurde in der ‚Industrie' ein Artikel »Der Güterverkehr zwischen Österreich und Kanada« auf Grund statistischer Daten aus der letzten österreichischen Handelsstatistik, welcher Artikel die Veranlassung zu einer vom Bunde der Industriellen in den letzten Tagen durch den Abgeordneten Friedmann beim Handelsministerium überreichten Petition wegen Wiederaufnahme des Güterverkehres mit Kanada gegeben hat. Auch die Plenissimarentscheidungen des Obersten Gerichtshofes aus der letzten Zeit bezüglich der Lieferfristberechnung bei der Möglichkeit mehrerer Bahnwege, zum Beispiel Brünn-Paris, dann bezüglich der Vererblichkeit des Schmerzensgeldes wurden von ihm kritisch besprochen. Mehrere von ihm bei Kaiserjubiläen auf Grundlage der Psalmen verfaßte Huldigungshymnen wurden der kaiserlichen Fideikommißbibliothek einverleibt.«

* * *

Ein Führer der Literatur

Montag den 9. d. feiert die Firma Ludwig & Albert Last den sechzigsten Geburtstag ihres älteren Chefs. Ludwig Last ist eine stadtbekannte Persönlichkeit und das Ebenbild seines verstorbenen Vaters, welcher seinerzeit schon im literarischen Leben Wiens eine

führende Rolle einnahm. Seit vierzig Jahren in eifrigster Tätigkeit dem Unternehmen vorstehend, ist Ludwig Last im Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft ungemein beliebt und auf Grund seines profunden Wissens, seiner reichen Erfahrungen ein Berater buchhändlerischer und schriftstellerischer Kreise im In- und Auslande. Über ein Jahrzehnt war er Präsident der Wiener Theosophischen Gesellschaft und hielt Vorträge über philosophische Themen. Im großen Familien- und Freundeskreise sowie beim Personal des Geschäftshauses genießt er die größte Hochachtung und Verehrung.

Aus dieser Meldung geht nicht hervor, welcher Art von Unternehmen der Mann vorsteht, dessen Vater schon im literarischen Leben Wiens eine führende Rolle einnahm und der selbst ein Berater der schriftstellerischen Kreise im In- und Auslande ist. Das Inland dürfte es wissen. Aber dem Ausland muß gesagt werden, daß es sich um eine Leihbibliothek handelt. Welcher Art die schriftstellerischen Kreise sind, die sich von dem Inhaber einer Leihbibliothek beraten lassen, weiß ich leider nicht. Ich stehe diesen Kreisen etwas fern, aber ich kann mir denken, daß es die Kreise jener Schriftsteller sind, die schon Herrn Last senior gefragt haben, welches Buch sie abschreiben sollen. Mindestens könnten sie einen Leihbibliotheksinhaber fragen, welche Stoffe man gerade trägt, und von ihm die Kunst erlernen, sich beim Publikum lieb Kind zu machen, diese Schweine. Nur so kann ich mir auch die führende Rolle vorstellen, die ein Leihbibliotheksinhaber im literarischen Leben Wiens einnimmt, und ich wüßte nur nicht, ob die Neue Freie Presse seinerzeit mehr Minor oder Last für den eigentlichen Führer der Literatur gehalten hat. Jedenfalls ist der Leihbibliotheksinhaber eine Instanz. Wäre dies nicht der Fall und würde es sich also nicht um die Fragen des Schaffens, sondern nur um die Frage des Erwerbes handeln, so würde ich glauben, daß die schriftstellerischen Kreise in einem Leihbibliotheksinhaber ihren natürlichen Feind zu erblicken haben, den sie auf der Straße nicht grüßen und zu dessen Boykott sie auffordern. Denn wenn er selbst sagen wir zwanzig Exemplare von einem Roman ankauft, so bewirkt er doch den Verlust von zweitausend, und ist schon das private und unbezahlte Bücherverleihen ein viel beklagtes Übel, so ist dessen Systemisierung in einem Betrieb, dessen Nutznießer an einem Buch mehr als der Autor verdient, eine Schmach, die abzustellen die feige Wehrlosigkeit der schriftstellerischen Kreise bisher auch

nicht einmal versucht hat. Was mag das erst für eine Literatur sein, innerhalb deren der Leihbibliothekar die führende Rolle spielt? Und was ist das für ein Schaf, das die Boa constriktor zu seinem Berater erwählt hat!

* * *

Die Katastrophe

Die Lehrkanzel Minors soll also endlich besetzt werden, aber mit dem, der der Neuen Freien Presse und ihren Hintermännern nicht paßt. Dessen Tauglichkeit also »von berufener Seite in Zweifel gezogen wurde«. Was für ein Nebbich dieser Professor Brecht aus Posen ist, sieht man auf den ersten Blick:

....Er bereitet eine deutsche Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts vor — das ist sein Arbeitsgebiet ....

Mit solchen Leuten verkehrt sie nicht, weil sie ist aufgewachsen bei Minor. Überdies »kennt er den Unterrichtsbetrieb einer Universität nicht«. Er war nämlich bisher nur an einer königlichen Akademie tätig, das ist ein kolossaler Unterschied. Es besteht die Gefahr, daß er sich lange nicht hineinarbeiten wird. Das Unterrichtsministerium hat sich da etwas Schönes eingebrockt. »Mit den österreichischen Germanisten moderner Richtung wurde überhaupt nicht verhandelt.« Wie heißen die? »Sauer in Prag, Arnold und v. Weilen in Wien.« Das sind die drei flottesten Geister, die jetzt auf Universitäten herumtollen. Besonders der Germanist Levysohn, der infolge einer interessanten Lautverschiebung Arnold heißt, hat etwas Fortreißendes. Er lud mich einmal zu einem Vortrag mit den Worten: „Et de te fabula narrabitur!" Aber ich fürchtete, daß er mich zu sehr aufpulvern werde, und ging deshalb nicht hin. Es soll toll gewesen sein, wie sage ich doch in meinen Faschingsbummel: vornehm geleitet, aber toll. Nun dürfte sich alles setzen. Der Weilen soll ohnehin nicht mehr das sein, was er einmal war. In der »hohen Aula« wird es still werden. Die Neue Freie Presse ist sehr verstimmt. Sie fühlt: eine Katastrophe brecht herein.

* * *

Die Todesnachricht

— — — In den letzten Jahren seines Lebens war der Kardinal im Streite um die christlichen Gewerkschaften der Wortführer der Berliner gegen die Kölner Richtung.

Die Todesnachricht.

Troppau, 3. März.

Kardinal Kopp ist um 1 Uhr 30 Minuten nachts gestorben.

Auf den »Lebenslauf des Kardinals Kopp« folgt konsequenterweise der Tod. Überdies ist es interessant, nachdem man schon an die sechzigmal davon gesprochen hat, daß der Kardinal Kopp gestorben ist, auch noch zu zeigen, wie die Todesnachricht aussieht. Es ist aber auch ehrlich. Denn der Lebenslauf ist lange vorher in der Redaktion abgeschlossen und wartet im Übersatz. Was dann noch dazukommt, ist nur die Todesnachricht. Der Rest ist Schweigen.

* * *

Bewegung auf der Geschwornenbank

Graf Mielzynski ist von den Geschwornen freigesprochen worden. Töte sie! Die Persönlichkeit des ehebrecherischen Neffen, den er mit erschossen hat, scheint den Ausschlag für das sogenannte Verdikt gegeben zu haben. Aber hauptsächlich wegen eines Punktes:

Großes Interesse erweckten die Angaben eines Posener Barbesitzers über die Persönlichkeit des erschossenen Grafen Mielzynski. Der Barbesitzer gab an, daß der Erschossene zu seinen besten Gästen gezählt habe. Er sei wöchentlich mehrere Male und meist schon am Nachmittag in seiner Bar gewesen. Die Zeche habe oft 150 bis 200 Mark betragen. Der junge Graf habe niemals billigeren Sekt als die Flasche zu 24 Mark getrunken.

(Bewegung.) Ein anständiger Mensch wird eben den zu 23 Mark nehmen. Aber vielleicht war der zu 24 Mark identisch mit dem, der sonst 22 Mark kostet. In diesem Falle wäre die Wurzerei des Barbesitzers jener erschwerende Umstand für den Ermordeten, der dem Mörder als Milderungsgrund angerechnet wird. Aber in jedem Fall kann der Mörder von Glück sagen, daß der Ermordete nicht Kupferberg getrunken hat.

* * *

Der Elende!

In einer Dichtung von Zifferer — töte sie — wurde vor fünfzehn Jahren und noch dazu im sechzehnten Jahrhundert die Ehe gebrochen. In einer Kritik von Auernheimer — töte sie — heißt es infolge dessen:

Ein düsterer Arzt, dem ein Gönner seiner noch in mittelalterlichen Vorurteilen verstrickten Kunst den Leichnam eines erschlagenen Ritters zum Geschenk macht, erweckt in dem vermeintlich Toten den noch nicht völlig erloschenen Lebensfunken, um dann in dem Erwachenden den Verführer seiner Frau zu erkennen. Er hat den Elenden in seiner Gewalt, er will ihn töten —

Töte ihn, töte sie — da ergibt die Untersuchung, daß die Ungetreue sich ihn, den sonnigen Fant, beigebogen hatte, so daß er nicht zum Verführer ward an ihr — Mboh! denkt Zifferer und nimmt die Sache psychologisch, weil dem düsteren Arzt das Wissen genügt: er »schreitet durch die Klarheit«. Pah! sagt Auernheimer und läßt den Elenden laufen. Ein Elender bleibt er, aber die Sache ist verjährt.

* * *

G'hört sich denn das?

»Aus Tiflis wird gemeldet: In der hiesigen Kadettenschule sind 174 Zöglinge unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Mehrere Zöglinge liegen im Sterben. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Bäcker aus Rache über die Konkurrenz eines anderen Bäckers in dessen Mehl Arsenik mischte. Als der Konkurrent aus diesem Mehle Brot herstellte und dieses an die Kadettenschule ablieferte, entstanden die Massenvergiftungen. Der gewissenlose Bäcker wurde verhaftet.«

Hätte er aber in die Ehe des Konkurrenten seine Zutat gegeben, er hieße »der Elende«.

* * *

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann

[Verhaftung.] Der Weingroßhändler Bernhard D., aus Ungarn zugereist, wurde heute bei seiner Ankunft in Wien verhaftet und nach Einvernahme beim Polizeikommissariat dem Landesgerichte eingeliefert. Gegen den Kaufmann sind in letzter Zeit Strafanzeigen über betrügerische Geschäftsabschlüsse eingelaufen. Der Schaden beträgt 40.000 K. D. hatte kürzlich auch eine Beanständung wegen Weinverfälschung.

Aber die Gräfin Vera Esterhazy, der das Tagebuch gestohlen wurde, ist mit vollem Namen genannt worden.

* * *

Ein solides Kleeblatt

Suche fesches, gutmütiges Weiberl, Isrl., zirka 25 Jahre, intelligent, wirtschaftlich, die selbständigen Wiener Kaufmann, 38 Jahre, durch Familienglück sich und dem Manne das Leben verschönern will. Jahreseinkommen zirka 40 Mille . . . .

Junger Mann 27 J., jetzt selbständiger Vertreter, entsprechendes Exterieur, ganz Europa bereist, (perf. Franz., Engl., Ital., Deutsch), glänzender Akquisiteur und Disponent, mit vielseitigen Warenkenntnissen, sucht in seriöses Wiener Haus einzutreten, wo Gelegenheit wäre, sich nach Einarbeitung zu beteiligen eventuell bei Konvenienz einzuheiraten. Zuschriften unter Chiffre First Claß...

Für meinen Neffen 32 Jahre alt, Isr., unschuldig geschieden, intelligent, fescher Besitzer eines Engrosgeschäftes, mit 15 Mille Jahreseinkommen, suche behufs Ehe passende Lebensgefährtin mit mindestens 50 Mille . . . .

* * *

Wie anders wirkt die Chiffre auf mich ein

Eine Herrschernatur ruft das ihr bestimmte, edle, schöne, mondaine, 26- bis 30jährige Weib zu seelischem Untergang und dämonischer Wesenseinheit herbei. Lasse schaffen uns eine Flammenwelt, die in Götterwonne und Seligkeit uns lodernd verzehrt. Briefe unter »Ich muß« . . . .

Der hat sich kürzlich in einer Wechselstube bei der Berechnung der Francs geirrt.

* * *

Herstellt!

Ich habe mich entschlossen, meine Nachtreter — die noch immer nicht glauben, daß sie wertloser sind als der Feind — in die Irre zu führen. Da ist zum Beispiel der bekannte Prophet

Jeremias, der im Preßbureau des Kriegsministeriums sitzt und im Nebenamt eine satirische Ader, zu der ich ihm schon oft gelassen habe, unverdrossen betätigt. Was sagt man dazu, daß dieser Feschak in einer Plauderei über »Tratsch« sich über »kuhwarme Frauen« lustig macht? Das Wort steht in meinem Aufsatz über den Fall Hervay, und ich bin fortan für Barchent. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, das genießerische Verständnis für Spitzendessous ganz dem Jeremias zu überlassen. Dandys vom Hauptmann abwärts zahlen die Hälfte. Und seitdem die Sexualpsychologen um die Einteilung des Geschlechts in »Männlein und Weiblein« Bescheid wissen, lebe ich vollends wie ein Votant einer Schwurgerichtsverhandlung. Und was sagt man dazu, daß so ein Differenzierter sich über »vollbärtige Moralasketen« lustig macht? Ich bin für Vollbärte! Ich bin sogar für die »haarigen Brusttöne der sogenannten Ehrlichkeit«, gegen die er ist. Ich wäre schon für die schlechten Dinge, wenn man mir nur meine guten Worte krapste; wie erst, wenn man schlechte daraus macht! Ich entschließe mich anders, wenn der Nachbar aus meinen Motiven handelt. Und zumal wenn der Nachbar die Schellenkappe als Tarnkappe trägt, weil er glaubt, daß sie dann eher zur Montur passe. Ein Mitglied des Männergesangvereins im Ruhestand für hundert aktive Satiriker! Seitdem die wissen, daß man »Röllchen« und »Jägerwäsche« nicht tragen darf, bin ich nur aus Zeitmangel nicht dazu gekommen, mir derlei anzuschaffen. Die werden sich kurios umschauen und in Verlegenheit sein, welches satirische Motiv man jetzt zu tragen hat. Ich muß aber auch darum einlenken, weil ich in der Verspottung des Philisteriums meine Nachfolger ja doch nicht einholen könnte. Wie sie sich auskennen! Sie wissen zum Beispiel, daß »im Blutbanne der nivellierenden Guillotine die Récamier, die Staël und in Deutschland die Rahel Varnhagen« Salons hatten, wo der Tratsch blühte. Wiewohl aber vermutlich die Récamier und die Staël einen Herrn von der ‚Muskete' trotzdem nicht empfangen hätten, ist von der Rahel Varnhagen zu sagen, daß sie sich auch vor der Berührung mit der Guillotine schon einigermaßen gesichert fühlen konnte. Der Tratsch, meint der Satiriker, habe sich nicht verändert, wenngleich seither »im Wunderbau des Kosmos alles groß geworden« sei. Der Einfluß der Zivilisation auf den Kosmos ist nun zwar weder von Philosophen noch von Astronomen

bis jetzt genau abgeschätzt worden, aber man kann doch annehmen, daß auf dem Saturn das Dienstreglement, welches aktiven Offizieren die Mitarbeit an der Tagespresse verbietet, schon genau eingehalten wird. Und daß dort kein Offizier unter einem Pseudonym in Witzblättern Angriffe und Pikanterien veröffentlicht und wenn er es dennoch tut, sich nicht über den Tratsch beklagen und ihn nicht den »biedern Makler der anonymen Gemeinheit« nennen wird. Und daß dort keiner, der sich mir als meinen größten Verehrer vorstellen läßt, mich nach vierzehn Tagen anonym beschimpfen wird, sodann dem ‚Simplicissimus' erzählen, daß ich die als Originale verkauften Beiträge schon vorher abdrucke, mir hierauf unter Berufung auf die alte Bekanntschaft ein Manuskript gegen Herrn Harden zum Abdruck anbieten, es ohne Begleitbrief zurückbekommen, mich sodann angreifen oder doch Angriffen gegen mich assistieren, sich mir endlich während einer Vorlesung erfolglos zu nähern suchen und schließlich eine Plauderei über Tratsch veröffentlichen wird.

* * *

Präsentiert den Roman!

Die voranstehende Glosse ziehe ich als eine belanglose Auseinandersetzung über die scherzhaften Möglichkeiten des österreichischen Staatslebens zurück. Ich weiche der Aufforderung »Gehn S' sein S' net fad« und bin bereit, einen G'spaß zu verstehen. Ernst wird die Sache erst, wenn ich bedenke, daß amtlich unwidersprochen die folgende, einem Wiener Blatt entnommene Behauptung ihren Weg durch die reichsdeutsche Presse nimmt:

Ein origineller militärischer Auftrag.

Im Vorjahre machte im In- und Auslande, insbesondere in militärischen Kreisen ein Roman bedeutendes Aufsehen, den ein pseudonymer Verfasser unter dem Titel »Quo vadis, Austria« hatte erscheinen lassen. Der Roman ist inzwischen konfisziert worden, sein Verfasser, der Leutnant Gustav Sieber des Infanterieregiments Alt-Starhemberg Nr. 54, wurde in Strafuntersuchung gezogen.

Außer den unangenehmen Folgen für den Verfasser hatte dieser Roman aber noch eine andere, höchst seltsame und vermutlich in den Armeen aller Staaten bisher einzig dastehende Konsequenz. In der litera-

rischen Gruppe des Kriegsministeriums diente bis vor einiger Zeit der Hauptmann des 8. Infanterieregiments Rudolf Kriz (spr. Kschisch), der unter dem Pseudonym Jeremias auch mehrfach Gedichte und Humoresken sowie militärische Fachartikel für Witzblätter und Wochenschriften schreibt. Nachdem Hauptmann Kriz (Kschisch) aus der literarischen Gruppe ausgeschieden war, war er bemüht, da sein Regiment in Brünn und Trebinje garnisoniert, abermals in Wien eine Dienstverwendung zu finden. Auf Grund seiner mehrfachen Verbindungen gelang ihm dies auch, und er wurde dem Kriegsarchiv zugeteilt. Hauptmann Kschisch, der natürlich die volle Gage eines aktiven Offiziers, die Wiener Quartiergebühr, die Futterportion für ein Pferd usw. bezieht, hat nun aber nicht etwa den regulären Dienst der anderen Offiziere des Kriegsarchivs zu tun. Er ist einzig und allein mit der Aufgabe betraut, innerhalb eines Jahres einen Gegenroman gegen »Quo vadis, Austria« zu schreiben.

Aus welchen Fonds die Bezüge eines aktiven Offiziers bestritten werden, dessen dienstliche Verwendung in der Abfassung eines Romanes besteht, dessen literarische und sonstige Qualitäten ja auch nicht vorher abgeschätzt werden können, darüber dürfte einzig und allein der Kriegsminister Auskunft zu geben imstande sein.

Er wird nicht. Ich werde nicht erfahren, wie ich, der gegen das Steuerzahlen — als das einzige Band, das den Österreicher mit seinem Staat verbindet — nichts einzuwenden hat, wie ich eigentlich dazu komme, speziell für die Erhaltung eines unbegabten Romanschriftstellers aufzukommen, da ich doch sogar für die begabten keinen luckerten Heller hergebe. Was ich aber schon gar nicht einsehe, ist, daß die Futterportion für ein Pferd bezahlt werden muß, das der Jeremias beim Dichten gar nicht braucht, es wäre denn, daß der Humor, ehe er in seine Rechte tritt, zwischen dem aus den ‚Fliegenden Blättern' bekannten Pegasus und dem von der ‚Muskete' verspotteten Amtsschimmel die Wahl hat. Aber die Sache ist wirklich kein Spaß und wenn Offiziere in Österreich nicht nur schreiben dürfen, sondern schreiben müssen, so sollte der Kriegsminister die Meinung jener anderen Offiziere, die beim Säbel bleiben, abverlangen und wenn diese mit dem Zögern der Diplomatie so oft nicht einverstanden waren, fragen, wie sie sich nun zur Romanbereitschaft Österreichs stellen. Sie wären gewiß von Herzen froh, rechtzeitig, bevor es losgeht, zu erfahren, daß das Ganze eine Witzblattidee ist, die der schlechten Adjustierung durch den Herrn Schönpflug harrt. Und in jenem Humorwinkel auftauchen wird, wo anonyme Offiziere sich über Österreichs Langmut vor

Der Gipfel der Schamlosigkeit

schien immer wieder erklommen, aber es war nur eine Täuschung durch die schöne Aussicht. Jetzt ist er es. Den Leuten, die die Kulturgeschichte dieser Epoche einmal schreiben werden, ist ja so ziemlich durch jede Zeile, die je in der Fackel gestanden hat, die Arbeit erleichtert worden. Aber sie können sich noch das Abschreiben von fünfzehn Jahrgängen ersparen und brauchen nur den Artikel »Die Auskunftspflicht der Sanatorien über ärztliche Honorare« aus der Neuen Freien Presse vom 8. März auszuschneiden. Dies Dokument wird, wenn alle Schurkerei, die fünfzehn Bände füllt, in dem Gedächtnis entsinken sollte, der Judasstirn dieser Zeit aufgeklebt bleiben. Es lautet:

Der Verwaltungsgerichtshof hat heute eine Entscheidung gefällt, die nicht verfehlen wird, nicht bloß in den Kreisen der Ärzte, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit großes Aufsehen zu erregen. Die Wiener Sanatorien waren von der Steuerbehörde aufgefordert worden, bekanntzugeben, wie viel Operationen im letzten Jahre durchgeführt wurden und welche Honorare die Operateure bezogen. Die Sanatorien verweigerten die Auskunft mit dem Hinweis darauf, daß ihnen aus der Erteilung derselben ein materieller Schade entstehen könne. Die Finanzbehörden beharrten auf ihrem Verlangen, und der Verwaltungsgerichtshof hat nun in ihrem Sinne entschieden. Hiedurch ist jedenfalls ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden, das von verschiedenen Gesichtspunkten aus höchst bedenklich erscheint. Es mag richtig sein, daß diese Entscheidung im Gesetze begründet ist. Darüber soll mit dem Verwaltungsgerichtshofe nicht gerechtet werden, aber es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Die Finanzbehörde hat auch bisher nicht den Versuch gemacht, in derartiger Form die Bekenntnisse der Ärzte zu kontrollieren, und sie hat hiezu wohl guten Grund gehabt. Diese neue scharfe Praxis bedeutet den Ausfluß eines extremen Fiskalismus. Durch ähnliche Verwaltungsgerichtshofsentscheidungen sind schon Auskunftspflichten statuiert worden, die das Geschäftsleben in bedenklichster Weise gestört haben.

Holen wir Atem; es ist noch nicht der Gipfel. Wir hören, daß wir von Gefahren bedroht sind. Erstens ist ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien

von seiten der Steuerbehörde möglich geworden. Schon haben wir gehofft, daß ein Eindringen der Staatsanwaltschaft in die Verhältnisse der Sanatorien möglich geworden sei. Aber ruhig Blut, da gibts nichts zu hoffen. Es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Vorläufig gilt es nicht die Taschen des Publikums zu schützen, sondern nur die Taschen der Sanatoriumsbesitzer. Was die Steuerbehörde unternimmt, mag gesetzlich sein, aber wenn sogar das Strafgesetz vor den Sanatorien halt macht, so ist ein Eindringen der Steuerbehörde in die Verhältnisse der Sanatorien eine grobe Ungehörigkeit. Oft schon hat diese Behörde das Geschäftsleben gestört, und zwar auf eine Weise, die fast so bedenklich war, wie das Geschäftsleben. Aber jetzt greift sie geradezu an das Menschenleben. Man höre:

Hier liegt noch etwas anderes vor. Das Aufsuchen von Sanatorien seitens der Patienten ist im Interesse der sorgfältigen ärztlichen Behandlung und der Durchführung der antiseptischen Maßnahmen bei Operationen dringend wünschenswert. Es besteht nun die Gefahr, daß die Ärzte, um sich dieser lästigen und nicht gerechtfertigten Kontrolle zu entziehen, es vermeiden werden, ihre Patienten in Sanatorien zu schicken, wodurch nicht nur die geschäftlichen Interessen der Sanatorien tangiert werden, sondern auch die Gefahr hervorgerufen wird, daß die ärztliche Behandlung nicht nach den neuesten Prinzipien der Wissenschaft erfolgt.

Das ist die zweite Gefahr. Die Ärzte werden es sich künftig überlegen, ihre Patienten sorgfältig zu behandeln! Dieselben Ärzte, von denen derselbe Sauliberalismus uns ununterbrochen erzählt, daß sie von 2—4 nichts anderes tun als das Wort Nothnagels vom guten Arzt, der ein guter Mensch sein muß, wenn er nicht geradezu ein guter Dichter sein will, zu verschreiben — dieselben Ärzte werden es sich künftig überlegen und ihre Patienten lieber draufgehen lassen, ehe sie eingestehen, wieviel Honorar sie einstecken! Hier zweifelt man, ob Druckerschwärze, die das Blendwerk fördert, nicht selbst nur eine optische Täuschung

ist. Aber es steht gedruckt. Die Ambitionen eines Schuhabsatzjuden können noch so gedeutet werden, daß er eigentlich das Geschäftliche nur als Vorwand benütze, um uns zu seinem ethischen Ideal zu bekehren. Die Wissenschaft enthüllt mit herzbrechender Offenheit die Humanität als einen Vorwand für das Geschäft. Die Samariter werden es sich überlegen. Wenn die Steuerbehörde von den Ärzten verlangt, was das Gesetz verlangt, so verzichten sie auf die antiseptischen Maßnahmen. Es freut sie die ganze sorgfältige Behandlung nicht mehr. Wenn man auf der Durchführung des Wortlautes des Steuergesetzes besteht, so können sie die Durchführung der antiseptischen Maßnahmen nicht garantieren. Wenn die antiseptischen Maßnahmen bei den Finanzoperationen nicht durchgeführt werden, so sind sie imstand und lassen ein Verbandzeug, das sie zum Glück ohnedies nicht fatieren müssen, im Bauch des Patienten zurück. Je sorgfältiger fatiert, desto schlampiger operiert. Ein Herzensschrei der von der Steuerbehörde verfolgten Humanität. Das Organ für die Interessen des in bedenklichster Weise gestörten Geschäftslebens hat ihn weitergegeben. Die Aufsichtsbehörde der medizinischen Moral hat ihn nicht mit der Erklärung beantwortet: „Wir haben mit den verbrecherischen Anschlägen der Horde, die sich auf Bahnhöfen von Hotellohndienern vertreten läßt, um der galizischen Zuckerkundschaft habhaft zu werden, und die ihre Beschwerden dem Ekonomisten anvertraut, nichts zu schaffen! Zeitungsherausgeber mögen vor der Störung ihres Geschäftslebens zittern und fürchten, der Staat werde eines Tages Mut bekommen und sich nicht mit der Bucheinsicht begnügen, sondern außer dem Gewinn aus Abonnement und Annoncen auch die nicht gebuchten Bestechungsgelder berechnen und die hinterzogenen Millionen der Korruption dem schmählichen Ergebnis einer Besteuerung der Prostitution endlich vorziehen. Wir Ärzte haben keinen unsauberen Ertrag zu verheimlichen!“ Diese Erklärung hat die Ärztekammer keineswegs abgegeben. Nicht einmal die weiteren Drohungen, mit

denen wir auf dem Gipfel der Schamlosigkeit noch verweilen, haben die Standesvertretung zu einem Einschreiten bewegen können. Es wird nämlich dem Publikum mit dem »ärztlichen Geheimnis« die Hölle heiß gemacht. Denn die Steuerbehörde könne auf diesem Wege auch dazu gelangen, »diese gesetzlich statuierte Pflicht zu umgehen«, indem sie sich beim Sanatoriumsbesitzer oder gar beim Patienten selbst darüber informiert, von wem und wieviel gezahlt wurde. Aber da die Ärzte gesetzlich statuierte Pflichten bis zum Eindringen der Steuerbehörde sorgsam zu wahren wissen, indem sie erforderlichenfalls zwar das Leben, aber nie den Namen des Patienten, den sie ohne antiseptische Maßnahmen operiert haben, preisgeben würden, so könne das Publikum, soweit es auf die Ärzte ankommt, vollständig beruhigt sein. Dennoch aber lasse sich nicht leugnen, daß die Haltung der Steuerbehörde auch diese Gefahr noch heraufbeschwört.

Die Ärztekammer hat das Publikum auch über diese Beruhigung noch nicht beruhigt und mit keinem Ton verlauten lassen, daß diese Preßstimme nicht von der Meinung der Ärzteschaft, sondern von der Angst der Sanatoriumsseele gefärbt sei und daß hier nur jene Verworfenheit spreche, die die Medizin zu einem Hotelgeschäft macht, und jener Betrug, den ein System, an der Krankheit des Reichtums zu schmarotzen, von jeder Hemmung der Scham befreit hat. Aber die Ärztekammer kann einen Protest nicht wagen, weil sie nicht wissen kann, ob sie durch einen solchen Eingriff nicht edlere Teile verletzt. Und ob nicht wirklich die Ansicht besteht, daß das ärztliche Geheimnis hauptsächlich das Geheimnis des ärztlichen Einkommens bedeute. Sie duldet ja auch, daß ein Entfetter Feuilletons schreibt, um den Konkurrenten auszuhungern. Daß also nicht nur schriftlich ordiniert, sondern im Wege der Zeitung auch der benachbarten Ordination die Patienten abgefangen werden. Sie duldet alles Mögliche und es kann wohl sein, daß es ihr gefällt. Vor ihr können es die

Kapazitäten verantworten. Wenn aber die heutige Menschheit dereinst vor Gott stehen wird, so wird der Stand, der ihr dazu verholfen hat, einen schweren Stand haben. Ich empfehle alle jene, die Honorare einstecken, aber nicht Steuer zahlen wollten, der Nachsicht einer höheren Kontrolle. Und klage der arme reiche Mann, von dessen Tuberkulose hundert europäische Professoren gelebt haben, bis ihm ein japanischer Arzt einen Polypen aus der Nase zog, nicht zu schwer das endlose Gefolge jener an, die ihn marterten, weil sie auch leben wollten. Und Gnade dem armen Serumsünder, der zu einem kranken Kind geholt ward und da er sah, daß der arme Körper das Zaubermittel nicht behalten wollte und es umsonst war, wenigstens die zehntausend Kronen behielt, die man ihm rechtzeitig eingegeben hatte, dem Lumpen! Sie wollen nicht, daß der Staat sich etwas davon nehme? Sie wollen den Patienten lieber dort morden, wo der Staat nicht hinsehen kann, als ihn unter Finanzkontrolle zu heilen? Ärger als Raubmörder, die erst morden, ehe sie rauben, wollen sie den Beraubten ermorden, um auch den Staat zu berauben? Sie wollen, daß ein guter Arzt lieber ein schlechter Mensch sei als ein guter Steuerzahler? Ich glaube, daß sie dereinst viel zu fatieren haben werden!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3